

**Quelle: Die Zeit**

Provided by GENIOS

POLITIK, Leitartikel

# Gullivers Landung

**Feiern in der Normandie: Amerika wird immer noch gebraucht****\* Josef Joffe \***

Yanks, Go Home, titelt Newsweek auf seinem D-Day-Cover, und so beleidigt diese Zeile auch klingt, wirft sie doch die richtige Frage auf: Zelebrieren wir - Europäer und Amerikaner - an diesem 60. Jahrestag in Arromanches das finale Farewell oder die Familienzusammenführung? Die Antwort lautet: Der Abschied wäre so töricht, wie die neuerliche Umarmung unmöglich ist.

Dass Europa und Amerika sich abermals in die Arme fallen, ist so wahrscheinlich wie ein zweiter rot-grüner Reformschub. Daran würde auch ein Präsident Kerry wenig ändern, wiewohl man hier gern glaubt: "Demokraten-links-gut, Republikaner-rechts-schlecht." Denn bis auf den Irak-Krieg war alles, was Europa den Bushisten ins Sündenregister geschrieben hat, schon unter Bill Clinton akut: von Kyoto bis zum Strafgerichtshof. Europa hat sich oft besser mit Republikanern wie Nixon, Ford und Bush Sr. vertragen als mit Demokraten wie Kennedy und Carter. Dass heute eine beispiellose Welle von Wut und Verachtung nach Amerika schwappt, lässt sich nicht allein durch Bush und Kollegen erklären, auch wenn die der Welle mit freundlicherem Gestus zumindest den Schaumkamm hätten nehmen können.

Das eigentliche Problem, das an diesem Sonntag über Bush, Blair, Chirac und Schröder schweben wird, ist die historische Zäsur von 1989-1991-1994. Die Mauer fiel 1989, die Sowjetunion zerbrach

1991, die letzten russischen Soldaten verschwanden 1994 aus Zentraleuropa. Das war das Ende der Allianz, wie sie 40 Jahre lang die atlantischen Geschicke bestimmt hat.

**One State, One Vote**

Nimm einem Bündnis den Feind, und nimm ihm das Leben - das ist die Kurzfassung des Malheurs. Die Westeuropäer brauchten die USA als Schutzmacht gegen Moskau, diese Westeuropa als strategisches Glacis, für dessen Erhalt sie jahrzehntelang eine hohe "Miete" mit langmütiger Rücksichtnahme auf europäische Empfindlichkeiten entrichtet haben. Beide Bedürfnisse sind perdu.

Die Folgen und damit die tieferen Gründe für Europas Ressentiments gegenüber dem Ex-Freund sind bekannt. Der benahm sich plötzlich wie ein entfesselter Gulliver, der keine anderen Riesen mehr fürchten musste. Seine Muskeln ließ er so ungeniert spielen, wie er seine früheren Mündel ignorierte. Die haben auf ihre Weise auf die verschobenen Machtgewichte reagiert. Zu schwach, um dem Giganten Paroli zu bieten, haben sie versucht, ihn wieder in Ketten zu legen. Er sollte doch, bitte schön, wieder den Multilateralismus pflegen, sich also den Gremien und Verträgen unterwerfen, in denen "one state, one vote" gilt: den UN, dem Internationalen Strafgerichtshof, dem Klimaschutz-Protokoll, dem Minenverbot, dem Teststopp. Das Problem, abermals realpolitisch definiert, war bloß,

dass Großmächte keine Institutionen goutieren, die sie nicht dominieren. Auch hier sind die Folgen vertraut, zuletzt der Irak-Krieg, der gegen den Willen des Sicherheitsrates geführt wurde.

Hinzu kam am 11. September 2001 ein zweiter Riss. Nicht in Berlin oder Paris wurden 3000 Menschen von Islamo-Terroristen ermordet, sondern in New York. Mithin herrscht nicht nur ein Macht-, sondern auch ein Bedrohungsgefälle über den Atlantik hinweg, und das hat Konsequenzen, die auch die wärmsten Worte in Arromanches nicht aushebeln können.

Die Amerikaner spüren eine tödliche Bedrohung, die Europäer (noch) nicht. Als größte Militärmacht aller Zeiten sind die USA willens, ihre Interessen mit Gewalt zu verteidigen. Doch als Ex-Großmächte, die für die größten Blutbäder der Staatengeschichte verantwortlich sind, haben die Europäer ihre kriegerischen Reflexe verloren. Sie glauben, dass ihre Erfahrung seit 1945 universalisierbar ist, dass die EU als stetig wachsender Club der institutionalisierten Friedfertigkeit auch das Modell für den Rest der Welt sein könnte.

Dass dieses erfolgreiche Europa sich als moralische Avantgarde (und die USA als atavistische Nachzügler) sieht, hat bloß einen kleinen Schönheitsfehler: Europa konnte seine blutige, blutrünstige Geschichte nur deshalb überwinden, weil es 50 Jahre lang

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

unter dem Schutz Amerikas stand; selbst gegen einen Milosevic musste die US-Luftwaffe einfliegen. Das war in diesem vermaledeiten 20. Jahrhundert nicht der einzige Anlass für Dank an Amerika. Wenn Europa den 60. Jahrestag des D-Day zelebriert, gedenkt es einer ganze Serie von amerikanischen Befreiungsaktionen. Das sind: die Rettung vor dem deutschen und russischen Imperialismus, die Abwehr des braunen und roten Totalitarismus, der Marshall-Plan, der 1947 die Integration anschob, indem er Sieger und Besiegte zur Zusammenarbeit zwang, schließlich die Wiedervereinigung. Die wurde den Deutschen nicht von Gorbatschow "geschenkt", sondern von Bush Sr. gegen den Widerstand von Paris und London eingefädelt und abgesichert.

Nur ist Dankbarkeit keine Kategorie im Leben der Nationen, auch wenn die Reden am Sonntag davon überquellen werden. Was zählt, sind die Interessen, und die werden sich auch mit größter rhetorischer Mühe nicht gleichrichten lassen. Also doch ein long good-bye unter normannischem Himmel? Nicht, wenn Bush und Ex-Gefährten langfristig denken. Ihr Motto sollten sie von den beiden überlebensgroßen Figuren borgen, die 1944 das mörderische Risiko

der Invasion eingegangen sind. Von Churchill den Satz: "Das Einzige, was schlimmer ist als Verbündete, ist, keine zu haben." Von Roosevelt die Mahnung, die von Ralph Waldo Emerson stammt: "Um Freunde zu haben, muss man selber einer sein."

"Sind wir eine arrogante Nation?"

Bush müsste zusätzlich von sich selber im Wahlkampf 2000 borgen: "Sind wir eine arrogante Nation, werden wir die Ressentiments der anderen auf uns ziehen. Wenn wir stark, aber bescheiden sind, werden sie uns willkommen heißen." Es ist noch zu früh, zu bestimmen, ob das irakische Debakel Bush geläutert hat. Aber seine Ouvertüren an die UN und die EU lassen ahnen, dass er die wichtigste Botschaft des 20. Jahrhunderts verstanden hat: Amerika ist stark genug, um jeden Krieg allein zu gewinnen, aber nicht stark genug, um den Frieden allein zu sichern - nicht gegen Massenvernichtungswaffen, Völkermord und Vertreibung. Schon gar nicht ist es stark genug, um positive Ziele zu verwirklichen, seien es Freihandel, Währungsstabilität oder Energiesicherheit. Vor allem braucht Amerika ein Maximum an Freunden im Kampf gegen jenen unsichtbaren Feind, dessen Basis der ganze

Globus ist.

Folglich geht Bush in diesem Monat überall auf die Europäer zu: beim Gipfel der G8 in Sea Island, bei der Nato in Istanbul und der EU mit den USA in Irland. Es winkt die Annäherung im Agrarstreit und im Luftverkehr. Und die Europäer? Gewiss werden sie weiter versuchen, dem Gulliver Fesseln überzustreifen, ihn hier und da stolpern zu lassen. Aber genauso wie die Bushisten haben Chirac und Schröder die Grenzen ihrer Macht erkannt, selbst im Irak, wo ein Chirac-Vertrauter zugab: "Wenn es weiter so schlecht oder schlimmer läuft, wird das die ernstesten Konsequenzen für die ganze Welt haben." Deshalb fällt die Voraussage für D-Day 04 nicht schwer: Europäer und Amerikaner werden keine neuen Treueschwüre leisten, aber auch nicht mehr von Scheidung reden. Was nach 55 Jahren Nato so unbeindruckend nicht ist. Denn sämtliche großen Bündnisse der Neuzeit - ob gegen Napoleon, Wilhelm oder Adolf - waren spätestens sieben Jahre nach dem Sieg Geschichte.

Audio [www.zeit.de/audio](http://www.zeit.de/audio)